

RUDOLF GEORG

Sünde des
Schweigens

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2019 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2019

Lektorat: Susanne Tachlinski

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung der Bilder von: © Manuel Schönfeld / stock.adobe.
com und © Eli Christman [https://commons.wikimedia.org/wiki/
File:1973_Volvo_1800ES_Wagon_-_Flickr_-_Gamma_Man_\(4\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1973_Volvo_1800ES_Wagon_-_Flickr_-_Gamma_Man_(4).jpg)

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-2476-2

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

EINS

Er konnte sich nicht erinnern, je an einer Beerdigung teilgenommen zu haben und trockenen Fußes zurückgekehrt zu sein, auch nicht an einem Spätsommertag wie diesem. Jetzt saß er im Auto und zögerte auszusteigen. Der Regen trommelte auf das Dach, die Tropfen liefen in kleinen Rinnsalen die Windschutzscheibe hinunter. Das schmutzige Grau des Himmels lastete schwer auf den Giebeldächern der Häuser.

Am Morgen hatte er noch bei Sonnenschein die Wohnung verlassen; es hätte ein schöner Tag werden können, zumindest, was das Wetter anbelangte. Sogar seine Verhandlung vor dem Verwaltungsgericht war überraschend gut verlaufen; sein Mandant zeigte sich mit dem Erreichten zufrieden. Als er aber den nüchternen Zweckbau des Gerichts verließ, sah er schon von Weitem das Papier, das unter dem Scheibenwischer klemmte. Das wäre nicht passiert, wenn er – wie sonst auch – den Weg von der Kanzlei zum Gericht zu Fuß zurückgelegt hätte. Aber er hatte damit gerechnet, dass es nach dem Termin zu knapp werden würde, um zurückzulaufen, sein Auto zu holen und rechtzeitig zur Beerdigung zu kommen. So hatte er in der Augustenstraße unmittelbar vor dem Gebäude geparkt, wider besseres Wissen, denn seiner Erfahrung nach ließ sich kein Verhandlungstermin innerhalb der Höchstparkdauer bewältigen. Nun hatte er die Quittung bekommen. Noch während er las, was ihm die Ordnungshüter abver-

langten, begann es zunächst nur zu tröpfeln. Das anfängliche Nieseln entwickelte sich rasch zu einem ergiebigen Regen. Hastig stellte er seinen Aktenkoffer hinter den Fahrersitz und stieg ein.

Nicht wegen der Gerichtsverhandlung – auch wenn sein Mandant es wohlwollend zur Kenntnis genommen hatte –, sondern wegen der Beerdigung hatte er sich am Morgen sorgfältig angezogen, dem Anlass angemessen, schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarze Krawatte. Die Zeit hatte es nicht erlaubt, noch Schuhe zu putzen, weshalb er das einzige saubere Paar gewählt hatte. Elegante Schnürschuhe mit Ledersohle, ein Fehler, den er – dessen war er sich beim Blick durch die Frontscheibe gewiss – bald bereuen sollte.

Joja fügte sich in sein Schicksal. Er erreichte die Kleinstadt vor den Toren Stuttgarts auf der Haupteinfallsstraße, die auf dieser Strecke dreimal ihren Namen änderte, verlangsamte seine Geschwindigkeit und hielt nach einem Parkplatz Ausschau. In der Nähe der spätmittelalterlichen Stadtkirche gab es keinen, er hatte auch nicht ernsthaft damit gerechnet. Auf beiden Seiten der Straße und in den abzweigenden Querstraßen reihte sich in einem Umkreis, den er zu Fuß noch in wenigen Minuten bewältigen konnte, eine große Limousine an die andere. Vertreten war alles, was gut und vor allem teuer war, vorwiegend aus schwäbischer Produktion, aktuelle Modelle in dunklen Metallic-Farben. Wenige Luxus-Geländewagen ragten aufgrund ihrer Größe aus der nahezu gleichförmigen Ansammlung heraus, einige Sportwagen bildeten den farblichen Kontrast. Kaum eines der Fahrzeuge trug eine Typenbezeichnung; schließlich achtete man in diesen Kreisen auf Understatement. Langsam vorbeifahrend entdeckte Joja endlich

in nicht allzu weiter Entfernung vom Friedhof eine Lücke, gerade groß genug für seinen altgedienten Volvo.

Der Regen hatte nicht nachgelassen. Joja schaute sich im Auto um, doch er fand keinen Grund, das Aussteigen länger hinauszuzögern. Er drehte sich nach hinten und nahm seinen Schirm vom Rücksitz. Durch die regennasse Heckscheibe sah er weitere Trauergäste, deren Gesicht er jedoch nicht erkennen konnte. Die Fahrertür halb geöffnet, spannte er den Schirm umständlich auf, hielt ihn über sich, stieg aus und schloss die Tür hinter sich ab. Dann eilte er den anderen hinterher. Über die Pfützen auf Straßen und Gehweg hüpfte er hinweg und erreichte den Eingang zum Friedhof, bevor ein vorbeifahrendes Auto ihm einen Schwall Wasser hinterherschickte, der ihn zum Glück nicht erreichte. Er folgte – nunmehr gemessenen Schrittes – den anderen durch das eiserne Tor in der Mauer, die den Kirchhof umgab.

Unter dem tief gehaltenen Schirm nahm er von der im ausgehenden 15. Jahrhundert errichteten Kirche kaum etwas wahr. Zudem verstellte ihm die Menschenansammlung die Sicht auf die großen Steinquader, die den Sockel bildeten, den schlichten blassgelben Putz, der nun von der Nässe dunkel war und von dem sich rechts neben der zwei-flügeligen Tür ein schmales Eisenkreuz an der Wand abhob.

Der Kirchhof empfing ihn mit dem Geruch feuchter Erde und dampfender Menschen. Er reihte sich in die Schar der Trauergäste ein, die sich – ebenso wie er – bemühten, auf dem geschotterten Weg zu bleiben und schlammige Stellen genauso wie Wasseransammlungen zu meiden. Die Anwesenden bestätigten den Eindruck, den er aufgrund der parkenden Fahrzeuge gewonnen hatte: Erschienen war, wer in Stuttgart und Umgebung wichtig war oder

sich dafür hielt, außerdem Verwandte und Freunde der Familie der Toten. Seine Hoffnung, noch einen trockenen Platz in der Kirche finden zu können, schwand. Bis zu den Türen drängten sich Frauen und Männer in dunklen, zumeist schwarzen und nun auch feuchten Kleidern und Anzügen. Sämtliche Sitzplätze im Inneren dürften besetzt sein, dachte Joja, er würde die Trauerfeierlichkeiten wohl oder übel im Freien durchstehen müssen. Offenbar hatte die Regie mit einem solchen Andrang gerechnet, denn es waren Lautsprecher aufgestellt worden, um den Gottesdienst nach draußen zu übertragen.

»Na, klasse!« Leise geflüstert drangen diese Worte an sein Ohr, er nahm einen sarkastischen Unterton wahr. Urheberin war eine Mittfünfzigerin mit trotz ihres Alters immer noch knabenhafter Figur. Sie trug ein maßgeschneidertes schwarzes Kostüm und einen Hut in derselben Farbe, der ihr – dessen war sie sich zweifellos bewusst – bei der Iffezheimer Rennwoche die Bewunderung des übrigen Geldadels eingetragen hätte. Mit ihrer Unterarmtasche zeigte sie dem Mann an ihrer Seite, dass sie sich soeben ihre Pumps aus schwarzem Lackleder ruiniert hatte. Der hagere Mann mit schlohweißem Haar, den Joja trotz des Altersunterschiedes für ihren Ehemann hielt, sah sie mit ausdruckslosem Gesicht an und zuckte unmerklich mit den Schultern; es dürfte kaum ihr einziges Paar Schuhe sein. Joja schob sich unterdessen in der Hoffnung, trockenen Boden unter die Füße zu bekommen, an den übrigen Wartenden vorbei, nicht ohne denjenigen, die er kannte oder zu kennen glaubte, gefasst zuzunicken. Er suchte und fand eine Stelle gleich neben dem Eingang, an der zumindest der Untergrund fester und weniger feucht erschien, denn er spürte bereits, wie die Sohlen seiner Schuhe die Nässe aufsogen.

Von seinem jetzigen Standort aus erkannte er in der Nähe die Inhaberin einer Boutique in der Stuttgarter Innenstadt. Er hatte sie bei einem gesellschaftlichen Anlass, einer Galerieeröffnung, einer Musicalpremiere oder etwas in der Richtung, kennengelernt, seither bei ähnlichen Veranstaltungen wiederholt getroffen und – wie er sich erinnerte – angeregt mit ihr unterhalten. Joja nahm sich vor, sie nach der Beerdigung anzusprechen; bis dahin würde ihm hoffentlich ihr Name eingefallen sein. Gesichter prägten sich ihm ein, mit Namen hatte er dagegen Schwierigkeiten. In diesem Moment sah sie zu ihm herüber. Ihr schwarzer Hosenanzug strahlte die Unnahbarkeit einer Garderuniform aus, er unterschied sich in seiner Eleganz von der zumeist traurigen Kleidung aller Umstehenden. Ein Lächeln des Erkennens huschte über ihr Gesicht, nahm ihrer blonden Hochsteckfrisur kurzzeitig die Strenge, um sofort wieder einem dem Anlass angemessenen ernststen Ausdruck zu weichen.

Soweit Joja sich erinnerte, war die verstorbene Margarete Schönfelder, geborene Brendle, bevorzugte Kundin in dieser Boutique gewesen. Der pietistisch geprägten Sparsamkeit ihres Vaters zum Trotz – so hieß es – hatte sie vorzugsweise ausgefallene Kleider und Accessoires gewählt. Stets sollten es erlesene Stücke sein, am liebsten Einzelstücke, zumindest in Stuttgart und Umgebung sollten sie möglichst einmalig sein. Auffallend und eigenwillig, so hatte sie sich von ihrem übermächtig erscheinenden Vater abgegrenzt, hatte ihn spüren lassen, dass er nicht mehr Teil ihres Lebens sein sollte. In ihrem Lebenswandel, ihrer Berufswahl und vielem mehr hatte sich ihr Protest gegen seine Übermacht, seine Allgegenwart gespiegelt. Auch die Wahl ihres Ehemannes, den sie nun mit einem gemeinsa-

men Sohn zurückließ, schien Ausdruck einer Abwehrhaltung gewesen zu sein. Diese hatte auch noch angehalten, nachdem vor vielen Jahren ihre Mutter gestorben war und der Alte seither die Nähe zu seiner Tochter gesucht hatte, mehr noch als zu seinem Sohn. Das alles war Joja zwar nur zugetragen worden, und grundsätzlich gab er nichts auf das Gerede anderer. Im Umgang mit Mandanten konnte es aber nicht schaden, wenn er etwas mehr über deren Umfeld wusste, als seinen jeweiligen Auftrag betraf. Es half, »Fettnäpfchen« zu vermeiden.

Der Alte – so nannten sie Alfred Brendle auch in seiner Firma, nicht abwertend, sondern respektvoll, fast ehrfurchtsvoll. Er war ein schwäbischer Schaffer im besten Sinn. Er hatte sich sein Studium erarbeitet und war Ingenieur geworden. Gegen die anfängliche Skepsis und den Widerstand seines Vaters hatte er aus dessen Handwerksbetrieb in harten Jahren mit unermüdlichem Einsatz eines der führenden Unternehmen der Branche gemacht. Konzeption, Planung und Realisierung komplexer Gewerbe- und Industrieanlagen, bundesweit tätig, da machte ihm keiner etwas vor. Gleichwohl sprach er immer nur vom »G'schäft«. Dennoch kam er Joja einsam vor, und zwar bereits, seit er ihn wenige Jahre nach dem Tod seiner Frau kennengelernt hatte. Nun hatte ihn auch seine Tochter endgültig verlassen, die Umstände waren dramatisch. Nur ihre Leiche war von einer Reise in die Sahara zurückgekehrt, einem Landstrich, für den der bodenständige Alte schon zuvor nichts übrig gehabt hatte. Seinetwegen erschien Joja zur Beerdigung. Margarete hatte er kaum gekannt, sie nur ab und zu bei gesellschaftlichen Anlässen meist der steiferen Art wie Vortragsveranstaltungen oder Partys, bei denen man sich sehen lassen musste, getroffen. Bei einer

dieser Gelegenheiten, ausnahmsweise einer weniger förmlichen, hatte sie ihn mit Angelika – so glaubte er mittlerweile, sich zumindest an den Vornamen der Boutique-Besitzerin zu erinnern, der Nachname wollte ihm partout nicht einfallen – bekannt gemacht. In diesen Gedanken lag keine Taktlosigkeit, dennoch galt seine Anteilnahme weniger der Verstorbenen als vielmehr ihrem Vater. Der Alte aber zählte inzwischen so lange zum Mandantenkreis, dass er dachte, jede seiner Marotten zu kennen. Die förmliche Todesanzeige, die er vor einigen Tagen in der Post gefunden hatte, hatte ihn glauben lassen, der Alte lege Wert auf seine Anwesenheit.

Ein »Jean-Jacques« riss ihn aus seinen Gedanken. Angelika stand neben ihm und berührte ihn leicht. Ihr Duft nach Jasmin und Orangenblüten schien ihm an diesem Ort zwar fehl am Platz zu sein, dennoch atmete er ihn dankbar ein. Die meisten seiner Freunde nannten ihn – nachdem sie vor der korrekten französischen Aussprache beider Vornamen kapituliert hatten – der Einfachheit halber »Joja«. Sie schien eine der wenigen zu sein, die sich nicht mit dieser Verballhornung behelf, er glaubte sogar, einen französischen Akzent wahrzunehmen. Hieß sie vielleicht doch Angélique? Beruhigt, dass sie einander offenbar mit Vornamen ansprachen und wohl auch duzten, lud er sie mit einer Armbewegung unter seinen Schirm ein. Bei seiner Begrüßung ging ihr Vorname allerdings in einem bewussten Nuscheln unter.

Das eindringliche Läuten der Kirchenglocken verhinderte jedes Gespräch. Unruhe machte sich unter den Umstehenden breit, deren fast schon geordnete Aufstellung rüde unterbrochen wurde: Ein Mann, dessen mächtige Körperfülle der maßgeschneiderte Anzug nur müh-

sam kaschierte, bahnte sich den Weg durch die Wartenden. Seine Bewegungen glichen dem Stampfen eines Dampfschiffes bei schwerer See; das Geräusch seines Atems fügte sich in dieses Bild. Sein von der offenbar ungewohnten körperlichen Anstrengung rotes Gesicht war feucht, wiederholt fuhr er sich mit einem Taschentuch über den wulstigen Nacken, das Doppelkinn und die rotblonden Haare, die wirr an seinem Kopf klebten. Dies war kaum dem mittlerweile nachlassenden Regen und schon gar nicht der Trauer um die Verstorbene geschuldet, obwohl es sich bei der Toten um seine Schwester handelte. Bei jeder Handbewegung blitzte ein goldenes Handgelenkkettchen hervor.

Gerade als er sich auch an Joja vorbeidrängen wollte, blieb er kurz stehen, sah ihn einen Moment lang aus blassblauen Augen an und hob irritiert die buschigen Brauen; dann veränderten sich seine Gesichtszüge als Zeichen des Erkennens: »Ach, Seltenreich, auch hier?«

Joja hatte Guido Brendle sofort erkannt; er war ihm oft genug begegnet und wusste, wie viel Wert er darauf legte, mit seinem Dokortitel angesprochen zu werden. Diesen Gefallen tat ihm Joja jedoch schon lange nicht mehr, schließlich war auch er promoviert, worüber Guido aber von Beginn an großzügig hinwegzugehen pflegte. Joja zögerte einen Moment zu lange, und der andere beantwortete sich seine Frage selbst: »Natürlich! Vater wird zu schätzen wissen, dass Sie hier sind ... Denn Sie sind ja gewiss nicht ihretwegen hier.«

»Ihretwegen auch nicht«, erwiderte Joja reflexartig, anstatt unbeholfen zu einer Beileidsbekundung anzusetzen.

Für Wortspiele war Guido Brendle noch nie empfänglich gewesen. Er schüttelte den Kopf und bahnte sich einen

Weg weiter durch die Trauergäste. Joja verschwendete keinen Gedanken daran, dass es unklug gewesen sein mochte, dem Sohn eines wichtigen Mandanten verbal gleichsam gegen das Schienbein zu treten. Kurz entschlossen folgte er ihm mit Angelika an seinem Arm durch die geteilte Menge. Die Missbilligung durch die schwarz Behütete nahm er aus dem Augenwinkel wahr. Er fühlte sich wie ein Autofahrer, der im stockenden Verkehr einem Einsatzfahrzeug durch die Rettungsgasse folgte. Es gehörte sich zwar nicht, aber wenigstens gelangte er mit Angelika, die nach einem kurzen Moment verunsicherten Verharrens selbstbewusst an seiner Seite ausschnitt, ins Innere der Kirche.

Auf diese Weise ins Trockene gelangt, fanden sich Joja und Angelika auf einmal weit vorn im Kirchenschiff wieder, im Gang neben der fünften Bankreihe. Guido Brendle ging weiter zu den für die engsten Familienangehörigen reservierten Plätzen und nahm in der ersten Reihe zwischen seiner Frau und seinen Kindern auf der einen und seinem Vater auf der anderen Seite Platz. Joja sah sich um, ein älterer Herr zu seiner Linken veranlasste seine gedämpft protestierenden Banknachbarn zum Zusammenrücken und bedeutete ihm und Angelika mit dem Kopf, sich zu setzen.

ZWEI

Mit dem letzten Glockenschlag drängte ein Mann mit kurzen, schnellen Schritten durch den Mittelgang von der Kirchentür bis nach vorn. Sein Gang hatte etwas Tänzeldes; die Arme dicht am Körper gegengleich zu den Beinen geführt, winkelte er die flachen Hände mit dem Handrücken nach oben zu beiden Seiten ab. Den Kopf in den Nacken geworfen, das Kinn nach vorn gereckt, versuchte er, die sitzenden Trauergäste zu überblicken, was ihm aufgrund seiner Körpergröße sichtlich Schwierigkeiten bereitete. Doch Martin Lang wollte nun einmal wissen, welche Anwesenden von Bedeutung waren, schließlich war er der Vorsitzende der größeren der beiden Regierungsfractionen im Landtag.

Bei jeder ihrer Begegnungen hatte Joja sich gefragt, was diesen Mann für sein Amt qualifizierte, denn mit Fachwissen vermochte er in den wenigsten Fällen zu glänzen. Wahrscheinlich störte tiefere Sachkenntnis nur den Blick für das Wesentliche. Joja hatte mit Langs Erscheinen gerechnet, denn Lang zählte zu den Gönnern von Erich Schönfelder, dem Ehemann der Verstorbenen, der seine Beziehungen stets zu nutzen gewusst hatte, geschäftlich wie privat. Auch die Ehe mit Margarete sollte unter diesem Vorzeichen geschlossen worden sein. Schönfelder schien auf Lang gewartet zu haben und war im Begriff sich zu erheben, um ihn in Empfang zu nehmen, doch ein strenger Blick seines Schwiegervaters genügte als Zurechtweisung.

Der Alte empfand eine förmliche Begrüßung des Neuankömmlings im Rahmen eines Trauergottesdienstes gewiss als unpassend; mit Sicherheit verübelte er Lang außerdem die Inszenierung seines späten Erscheinens. Artig beließ es Schönfelder dabei, auf die Entfernung kurz die Hand zu heben und mit einem Winken einen Gruß anzudeuten. Lang ließ sich in der zweiten Reihe nieder, hinter der Familie der Verstorbenen, neben anderen Größen aus Landes- und Kommunalpolitik, aus Wirtschaft und Gesellschaft. Guido Brendle drehte sich halb um und nickte ihm zu.

Getragene Streichmusik setzte ein, und das Gemurmel der leisen Gespräche um ihn herum verebbte. Joja sah sich unauffällig um; wie so oft beobachtete er die Menschen: Die erste Bankreihe wurde beherrscht von der Erscheinung des alten Brendle. Obwohl nur von durchschnittlicher Statur, überragte er die anderen. Weder der Verlust der Ehefrau vor vielen Jahren noch der jetzige Tod der Tochter hatten seine aufrechte Erscheinung beugen können; sie unterschied ihn von den ihn umgebenden Rundrücken. Er trug seinen Vogelkopf mit dem weißen Haarkranz hoch erhoben auf dem dünnen, faltigen Hals, sein Blick war nun starr auf den Altar gerichtet. So bildete er einen fast unnatürlichen Kontrast zu seinem Sohn Guido, dessen massiger Körper in sich zusammengesunken neben ihm kauerte. Seine Kopfbewegungen ließen erkennen, dass seine Augen unruhig hin und her wanderten. Von Zeit zu Zeit wischte er mit dem Taschentuch die dünne Schweißschicht weg, die seinem vollen Gesicht Glanz verlieh; ansonsten bearbeitete er das kleine Stück Stoff mit beiden Händen. Wenigstens aß er nicht, nicht hier, nicht bei diesem Anlass. In seinem Büro dagegen stopfte Guido nahezu unablässig belegte Brötchen in sich hinein; allenfalls in Konferenzen

begnügte er sich mit Rücksicht auf seine Gesprächspartner mit Schokoriegeln. Es war nicht zu übersehen, wie unwohl er sich fühlte.

Neben ihm saß offenbar seine Ehefrau. Sie trug einen leidenden Gesichtsausdruck zur Schau. In Momenten jedoch, in denen sie sich unbeobachtet glaubte, mischte sich hierin das Bewusstsein der gewachsenen Bedeutung ihres Ehemannes. Nun war er der natürliche Nachfolger des Alten geworden, ohne mit seiner Schwester in Konkurrenz treten zu müssen. Einen solchen Wettbewerb zwischen den Geschwistern hatte es, soweit Joja wusste, nicht wirklich gegeben, weil Margarete sich für das väterliche Unternehmen wenig interessiert hatte. Das hatte sich erst mit ihrer Heirat geändert – Schönfelder hatte in die Geschäftsleitung gedrängt, und der Alte hatte dem nachgegeben, in dem Wunsch, seine Tochter wieder enger an sich zu binden. Guidos halbwüchsige Kinder saßen neben ihren Eltern.

Zwischen dem Alten und Schönfelder saß dessen Sohn, ein dünner, etwa zwölfjähriger Junge, mit hängenden Schultern, den Blick auf den Boden gerichtet, dem Geschehen um ihn herum seltsam entrückt; auch wer ihn nicht kannte, sah ihm an, dass er unter dem Verlust seiner Mutter lange Zeit leiden würde.

Die Musik endete, und Joja unterbrach seine Beobachtungen. Der Pfarrer erhob sich und trat neben den durch Blumenschmuck und Kränze zum Teil verdeckten Sarg. Er sammelte sich, richtete sich mit einem Blick auf das über dem Altar angebrachte Kreuz auf und drehte sich zu den Trauernden um. Er versuchte, ihnen und vor allem der Familie Trost zu spenden.

Zu Beginn seiner Ansprache fasste der Pfarrer Margaretes Lebenslauf zusammen, jedoch in einer Weise, die

zeigte, dass er sie nicht persönlich gekannt hatte. Aus den Augenwinkeln bemerkte Joja, dass Angelika diese Einschätzung teilte. Er wusste, dass Margarete mit ihrer Familie nicht hier gelebt hatte. Gerlingen war, obwohl nicht allzu groß, eine der reichsten Städte Baden-Württembergs. Ihre Einwohner verfügten im Landesdurchschnitt über die höchsten Monatseinkommen, was zumindest den Alteingesessenen schon wieder peinlich war. Bereits der frühere Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel wusste: »Der Schwabe tut so, als ob er arm sei, aber er ist beleidigt, wenn andere ihm das glauben.« Schönfelder schien es für bare Münze genommen zu haben, jedenfalls hatte er sich dementsprechend unbeliebt gemacht. Er erlegte sich bei Meinungsäußerungen selten Beschränkungen auf und ließ andere häufig an seiner Auffassung teilhaben, ob diejenigen wollten oder nicht. Dieses »Dorf« war ihm zu ländlich, zu kleinbürgerlich, als Mann von Welt bevorzugte er die Stuttgarter Halbhöhenlage. Wenn London, Paris, Rom oder auch Berlin für ihn schon nicht erreichbar waren, dann wenigstens Stuttgart, das gleichsam am unteren Rand seiner persönlichen Skala rangierte. Die Landeshauptstadt verfügte zwar über angesehene Kultureinrichtungen wie die Oper, das Staatstheater sowie das Ballett und entwickelte sich vielversprechend auch durch Investitionen der ortsansässigen Industrie in Vorzeigeprojekte wie Museen, Sportstätten und anderes, aber sie kokettierte weiterhin mit ihrer vermeintlichen Provinzialität.

Der Pfarrer ging in seiner Ansprache auf die Reise in die Sahara ein, die Margarete und ihr Ehemann ohne den gemeinsamen Sohn unternommen hatten, und von der Schönfelder allein zurückgekehrt war. Nur kurz erwähnte der Pfarrer die Stationen der Reise durch Mali zu dem Fels-

massiv in der Nähe der Stadt Hombori, das »Hand der Fatima« genannt wird. Dort waren Margarete, ihr Ehemann und die Reisegruppe, mit der sie unterwegs waren, verschleppt und als Geiseln genommen worden. Während andere Entführte nach und nach freigelassen wurden, darunter auch Schönfelder, starb Margarete in der Gefangenschaft. Erst viel später, nachdem Schönfelder schon lange zurückgekehrt war, war ihre Leiche gefunden und nach Deutschland überführt worden. Es war verständlich, dass der Pfarrer hier auf Details verzichtete, um das Leiden der Familie nicht zu vergrößern. Aber so hölzern seine Schilderung auch war, Joja nahm sich vor, noch einmal die Zeitungsartikel zu lesen und etwas über die politische Situation im Staat Mali zu recherchieren. Aus den Berichten war ihm noch in Erinnerung, dass es eine Reisewarnung des Auswärtigen Amtes wegen terroristischer Anschläge vor allem auf ausländische Gäste gegeben hatte. Von Geiselnahmen und Lösegeldzahlungen zur Terrorfinanzierung hatte er gehört. Die »Hand der Fatima« hatte sein Interesse geweckt. Und etwas neugierig war er auch, weshalb der Sohn zu Hause geblieben war.

Die nachfolgende Predigt entsprach der mangelnden Nähe der Verstorbenen zur örtlichen Kirchengemeinde und den großzügigen Spenden des Alten für ebendiese, für seine Gemeinde: Die Worte waren wohl gesetzt, doch austauschbar und für viele Beerdigungen verwendbar.

Die Stimme, die nach einem weiteren kurzen Musikstück ertönte, gehörte Martin Lang. Er sprach wie üblich zu schnell, erst recht für diesen Anlass. Aus der Reihe hinter ihm nahm Joja ein Flüstern wahr. Er lehnte sich unauffällig zurück und erfuhr aus dem nicht für seine Ohren bestimmten Wispern, dass der Witwer gegen den Wider-

stand seines Schwiegervaters durchgesetzt hatte, dass ein »Freund der Familie« – selbst die gedämpfte Stimme vermochte den Worten einen ironischen Unterton zu verleihen – noch eine Ansprache halten sollte. Das Tuscheln wurde leiser und brach ab, offenbar war der weitere Zuhörer bemerkt worden. Joja richtete sich wieder auf und stimmte in Gedanken zu: Der angeheiratete Schönfelder mochte über sein Netzwerk mit Lang in besonderer Weise verbunden sein, aber die übrige Familie hatte von Freundschaft eine andere Vorstellung. Als hätte es noch eines Beweises bedurft, sprach Lang über wirtschaftliche und politische Aspekte in der Region und im Land. Er erwähnte zwar auch Brendles Unternehmen und dessen Bedeutung, aber für die Verstorbene und ihre Familie, vor allem für die menschliche Tragik, war in seinen Worten nur wenig Raum. Wer auch immer bei dieser Veranstaltung Regie führte, hatte Erbarmen, und die Dankbarkeit der Anwesenden war ihm gewiss: Das beginnende Glockengeläut erzwang eine ungeplante und deshalb improvisierte Beendigung des Lang'schen Vortrages.

Der Pfarrer erhob sich und ordnete mit diskreter Gestik den Ausmarsch. Mit der einsetzenden Streichmusik knüpfte die Stimmung an den Beginn des Trauergottesdienstes an. Sechs kräftig gebaute Männer, deren Gesichter so grau waren wie ihre Anzüge, stellten Blumen und Kränze zur Seite und trugen den Sarg hinaus. Ihnen folgte zunächst der Pfarrer, dann die Familie, allen voran der Alte mit seinem Enkel. Joja erschrak: Alfred Brendle, der eben noch in gerader Haltung auf der ersten Kirchenbank gesessen hatte, dessen vitale Erscheinung sonst sein Alter Lügen strafte, starrte ausdruckslos vor sich auf den Boden. Mit einem Mal schien sein Lebenswille gebrochen; er schlurfte,

gebeugt wie unter einer schweren Last, gestützt auf seinen Enkel, hinter dem Leichnam seiner Tochter her. Er nahm seine Umwelt kaum noch wahr, weder die Umstehenden noch den Regen, der ihn beim Verlassen der Kirche empfing.

Mit einem Abstand, als wolle er Distanz schaffen, folgte der Witwer Sohn und Schwiegervater. Bei seinem Anblick fielen Joja manche Begriffe ein, nicht aber Worte wie »gramgebeugt« oder dergleichen. Die entbehrungsreichen Wochen der Geiselhaft, die der eigenen Befreiung nachfolgende Ungewissheit über das Schicksal seiner Frau, die spätere Gewissheit ihres Todes und alles, was danach folgte, schienen zumindest körperlich bei Schönfelder keine Spuren hinterlassen zu haben. Er wirkte – im Gegenteil – energiegeladener und versuchte mit mäßigem Erfolg, dies zu kaschieren. Joja hatte zwar Jura studiert und nicht Psychologie, aber nach seinem Empfinden schienen die Ereignisse Schönfelders weit weniger mitgenommen zu haben, als er erwartet hatte.

Es bildete sich ein kleiner, aber merklicher Zwischenraum, bevor Guido Brendle, seine Frau und seine Kinder die familiäre Abordnung beschlossen; hinter ihnen folgten weitere Verwandte, Freunde und Bekannte, zu denen auch Joja und Angelika zählten. Unter anderen Umständen hätte sich Joja über ihre Nähe gefreut, die durch die begrenzte Spannweite des Regenschirms erzwungen wurde. Aber auch jetzt, als er sich solche Gedanken wegen des Anlasses ihres Hierseins verbieten wollte, empfand er die unumgängliche Tuchföhlung als gar nicht unangenehm.

Wie ein schwarzer Lindwurm, dicht gedrängt unter aufgespannten Schirmen, folgte die Trauergemeinde dem Sarg und der Familie. Der Regen hatte ein wenig nachgelas-

sen. Dicht an dicht war es nicht mehr möglich, Pfützen und schlammigen Stellen auf dem Weg zwischen den Gräbern auszuweichen. Joja spürte, wie die Nässe bereits seine Hosenbeine hochzog, und hoffte, dass die Veranstaltung bald zu Ende sein möge. Doch zunächst galt es, die Beileidsbekundungen zu absolvieren. Obwohl er von Berufs wegen mit Sprache umzugehen, zu überzeugen, mitunter auch zu überreden wusste, graute ihm davor, denn in solchen Situationen wurden seine Worte mehr zu einem verlegenen Stammeln. Er sah zu Angelika und erinnerte sich an ihre Fähigkeit, durch ihre Mimik, einen verständnisvollen wissenden Blick und ein ermutigendes Lächeln, verbunden mit einer Kopfbewegung, zu der nur sie imstande war, viele Worte zu ersetzen. Er nahm an, dass ihr diese besondere Kommunikation nicht nur bei gesellschaftlichen, sondern auch bei solch traurigen Anlässen gelang, und beneidete sie bereits jetzt darum.

Langsam näherten sie sich dem offenen Grab, in das der Sarg hinabgelassen wurde. Der Geruch nach feuchter Erde, die ausgehoben worden war und nun unter einer Abdeckung darauf wartete, die Öffnung wieder zu schließen, war deutlich wahrzunehmen. Sie sahen zu, wie diejenigen, die vor ihnen in der Schlange standen, eine der bereitgelegten Blumen auf den Sarg warfen, in einem stillen Gebet verharren und anschließend der Familie ihr Beileid ausdrückten. Als sie an der Reihe waren, taten sie es ihnen gleich. Bei Guido Brendle und seiner Familie konnte Joja noch etwas von herzlicher Anteilnahme murmeln. Bei dem Alten und dessen Enkel fehlten ihm schon die Worte. Stumm drückte er ihnen die Hand und hatte das Gefühl, als drücke der Alte die seine fester und länger als nötig, ganz so, als könne er Kraft daraus saugen. Aber auch er

sagte nichts. Angelika meisterte die Situation so, wie Joja es erwartet hatte.

Sie traten zur Seite, und ihnen fiel auf, dass etwas nicht stimmte, dass etwas fehlte, genauer: nicht etwas, sondern jemand. Ein wenig abseits entdeckten sie Schönfelder und Lang. Beide schienen in ein Gespräch vertieft, das – soweit der Ausdruck ihrer Gesichter diese Schlussfolgerung erlaubte – nichts mit dem traurigen Anlass ihres Zusammentreffens zu tun hatte. Joja und Angelika teilten einander ihre Missbilligung durch ein kaum merkliches Kopfschütteln mit. Da bemerkte auch der Alte, dass sich sein Schwiegersohn abgesondert hatte. Sein eben noch ausdrucksloser, nach innen gewandter Blick schien die beiden Männer auf einmal zu durchbohren. Plötzlich lachte einer von ihnen kurz auf, weder Angelika noch Joja konnten hinterher sagen, ob es Schönfelder oder Lang gewesen war. Trauer und Verzweiflung des Alten entluden sich in einem Zornesausbruch und in den laut und heftig hervorgestoßenen Worten: »Erst bringt er meine Tochter um! Und jetzt ... jetzt steht er auch noch lachend an ihrem offenen Grab!«

Der folgende Schwall von Verwünschungen wurde rasch undeutlich. Die Stimme des Alten klang plötzlich verwachsen wie die eines Betrunknen und versagte schließlich. Sein Gesicht, das eben noch leuchtend rot erschienen war, hatte die Farbe reifer Auberginen angenommen. Dann sackte er in sich zusammen. Guido sprang seinem Vater zur Seite und fing ihn auf; er sah Joja direkt in die Augen. Wortlos gab Joja Angelika den Schirm und eilte hinzu; mit einem kurzen Seitenblick hatte er sich ihres Einverständnisses vergewissert und aus dem Augenwinkel gesehen, dass Schönfelder und Lang keinerlei Anstalten

machten zu helfen. Während sich Angelika und Guidos Frau um den Enkel des Alten kümmerten, der fassungslos auf seinen Großvater starrte, bugsierten die beiden Männer Alfred Brendle halb stützend, halb tragend zu einer Bank, die etwas abseits stand. Sie lockerten die um den Hals geschlungene Krawatte und die übrige beengende Kleidung. In die bis dahin vor Bestürzung erstarrte Menschentraube kam Bewegung. Aus ihr löste sich ein Mann mittleren Alters, von dem Joja wusste, dass es sich um den Hausarzt handelte. Er eilte rasch vom Friedhof und – wie Joja annahm – zu seinem Fahrzeug; von dort kam er mit einem Koffer zu ihnen. Joja machte ihm Platz, schlug den Kragen seines Jacketts hoch und wartete, ob er noch helfen könne, um Gelassenheit bemüht angesichts der Situation und des Regens, der ihn in der Zwischenzeit völlig durchweicht hatte. Mittlerweile umringte die Familie die Bank mit dem Alten und dem Arzt. Und Joja trat noch einen Schritt zur Seite.

»Kann mal jemand mit anfassen«, hörte er den Arzt sagen, »damit er mir nicht von der Bank fällt?«

Guidos Frau hatte die vermeintliche Frage zutreffend als Weisung aufgefasst und bemühte sich unbeholfen um ihren Schwiegervater.

Wenig später trat Guido zu Joja. Es war ihm anzusehen, dass es ihn Überwindung kostete; mehr als: »Danke, dass Sie so rasch zugepackt haben!«, brachte er nicht heraus. Dann verstummte er.

Joja blickte in das nasse Gesicht und war sich nicht sicher, ob er Regentropfen oder Tränen sah; er zögerte kurz, und anstatt etwas zu sagen, nickte er nur. Dankbar bemerkte er, dass Angelika sich näherte und den Mediziner wissen ließ: »Ich habe den Notarzt angerufen!«

»Das ist gut! Hoffentlich beeilen die sich ...«, quittierte der die Information.

Angelika trat zu Joja, beide kamen sich fehl am Platz vor. Obwohl der Arzt im Einsatz war, hatte die Situation etwas merkwürdig Intimes. Sie überkam das Gefühl, ungebeten in den Kreis der Familie eingedrungen zu sein. Sie sahen sich um und stellten fest, dass die Trauergemeinde sich aufzulösen begann. Einige kleinere Gruppen standen noch verstreut herum und beobachteten die Szene, die Gesichter spiegelten eine Mischung aus Bestürzung und Neugier. Joja und Angelika konnten hier nichts mehr tun. Er sah sie fragend an, sie nickte ihm unmerklich zu und, ohne sich zu verabschieden, verließen beide den Friedhof. Am Tor angekommen, stießen sie fast mit den Rettungssanitätern zusammen, die sich – schwer bepackt mit Trage, Koffer und anderem Gerät – beeilten, die Pforte zu passieren. Ohne ihre Frage nach dem Einsatzziel abzuwarten, wiesen sie ihnen kurz den Weg.

DREI

Joja war nass bis auf die Haut, er fror. Obwohl zumindest ihm der Schirm kaum mehr nützte, bewältigte Angelika das Kunststück, den Regenschutz über sie beide zu halten und gleichzeitig zu vermeiden, dass sich die von ihm ausgehende Feuchtigkeit auf sie übertrug. Verstört durch das gemeinsam Erlebte suchten sie die Nähe zueinander, auch wenn sie kein Wort sprachen. Joja übernahm die Führung und steuerte, ohne zu fragen, auf sein Auto zu.

Dort angekommen, blieb sie stehen und sah ihn abwartend an. Er konnte ihren Blick zunächst nicht deuten, bis er begriff: »Ach so ... Wie bist du eigentlich hierhergekommen? Kann ich dich mitnehmen? Nach Hause bringen, meine ich?«

»Ich dachte schon, du fragst gar nicht«, erwiderte sie, und für einen kurzen Augenblick bildeten sich Grübchen in ihren Wangen. »Meine Bekannten haben wohl vergessen, dass sie mich hierher mitgenommen hatten. Und wenn du mich nicht auch hier stehen lassen willst, wäre es schön, wenn du mich heimbringen könntest ...«

»Nicht mehr ins Geschäft?«, formulierte Joja die Frage mehr zu sich selbst.

»Nein, mein Laden bleibt heute Nachmittag geschlossen«, bestätigte Angelika und deutete mit dem Kopf in Richtung Friedhof. »Nach diesem Erlebnis steht mir heute nicht mehr der Sinn danach, Modefragen mit Kundinnen zu diskutieren.«

Er quittierte ihre letzte Bemerkung mit einem Schmunzeln, ging um seinen Wagen herum und öffnete ihr die Beifahrertür. Eine funkferngesteuerte Zentralverriegelung gab es nicht – wie auch, sein Auto war älter als er selbst. Den Gedanken an heutigen Komfort verdrängte er, meistens jedenfalls, denn er wollte sich nicht eingestehen, dass er manches, was er an modernen Fahrzeugen als unnötigen Luxus bezeichnete, als angenehm empfand, von Zeit zu Zeit sogar mehr, als ihm lieb war. Seinen Oldtimer betrachtete er als persönliches Statement. Er hielt ihr den Regenschirm, während sie einstieg, dann umrundete er erneut das Auto, legte den Schirm zu seinem Koffer hinter dem Fahrersitz auf den Boden und setzte sich ans Lenkrad.

Angelika strich mit der Hand über den Rand des Ledersitzes. »Edel!«, versuchte sie ein unverfängliches Gespräch auf einem Terrain zu beginnen, auf dem sie Joja zu Hause glaubte.

»Ja! Mein ganzer Stolz! Ein Volvo P 1800 ES, Baujahr 1972«, griff er das Thema dankbar auf und merkte sofort, dass er ihr besser keine technischen Details nannte. »Wegen der für die damalige Zeit großzügigen Verglasung der Heckpartie nennt man ihn auch ›Schneewittchensarg‹.« Sie sah ihn nur an, damit war dieser kurze Dialog beendet.

Bevor er anfuhr, rief er – nachdem er mit einem kurzen Seitenblick auf Angelika entschuldigend die Schultern gehoben hatte – wie nach allen Auswärtsterminen in der Kanzlei an. Er berichtete seiner Sekretärin mit wenigen Worten, was geschehen war, und teilte ihr mit, dass er nach Hause fahren und sich frisch machen werde. Nachdem er sich aufgewärmt und etwas gegessen habe, werde er ins Büro kommen. Eine heftige Niesattacke unterbrach seine Worte. Er nannte keine Namen oder Details, son-

dern fragte nur allgemein, was sich in der Kanzlei zugetragen hatte. Danach lauschte er seiner Mitarbeiterin einige Zeit; nicht ohne ein erneutes Niesen verabschiedete er sich schließlich von ihr und beendete das Gespräch.

Angelika versuchte, nicht allzu neugierig zu wirken, als sie ihn anschaute. Manche Rechtsanwälte glaubten, ihr Image aufpolieren zu können, indem sie angaben, welche bedeutenden Mandanten sie vertraten und welche wichtigen Mandate sie bearbeiteten. Er zählte nicht dazu. Was unter die anwaltliche Verschwiegenheit fiel, konnte er ihr nicht verraten.

Anstelle einer Rechtfertigung versuchte er deshalb, seine Sekretärin nachzuahmen: »Hat Sie's schlimm verwischt? Werdet Sie jetzt bloß nicht krank. Heut' schaffet wir's auch ohne Sie. Sie brauchet nimmer ins G'schäft zu kommen, aber morgen habet Sie 'n Termin, denket Sie dran!«

»Sie muss ein echter Schatz sein«, kommentierte sie grinzend seine Bemühungen. »Wenn du noch ein bisschen übst, klingt es auch bei dir fast echt.«

Überrascht empfand er, dass ihre wenigen Worte eine Nähe und Vertrautheit ausstrahlten, die nach dem zuvor gemeinsam Erlebten jedoch rasch einer beiderseitigen Verlegenheit wichen. Sie nannte ihm ihre Adresse, und während er fuhr, verharrten beide in Schweigen und hingen eine Weile ihren Gedanken nach.

»Am meistens erschreckt hat mich, wie der Alte abgebaut hat«, begann er unvermittelt, als nehme er ein Gespräch wieder auf, das sie nur kurz unterbrochen hatten. »Alfred Brendle war ... er ist einer meiner ältesten Mandanten. In der Kirche dachte ich noch, mit ihm sei alles in Ordnung. Aber als er sie verließ, habe ich ihn kaum wiedererkannt.«

»Wundert dich das?«, warf sie ein, um nicht erneut eine Pause entstehen zu lassen. »Nach dem zweiten Schicksalsschlag dieser Art? Erst seine Frau, jetzt seine Tochter ...«

»Von seiner Ehefrau weiß ich nur aus Erzählungen. Ich habe ihn erst danach kennengelernt, das wird fünf oder sechs Jahre her sein.« Er hoffte, den Wutausbruch des Alten und seine gesundheitlichen Folgen nicht erörtern zu müssen, und begab sich auf vertrautes Terrain. »Ich war ein junger Anwalt, zwar schon mit einiger Berufserfahrung, aber eigentlich immer noch ein Anfänger, und er ... Wie soll ich es beschreiben?« Seine Stimme nahm unvermittelt einen ironischen Tonfall an, zugleich versteifte er sich im Fahrersitz: »Mutig!«

Irritiert folgte Angelika seiner Blickrichtung und sah, dass ein Radfahrer kurz vor ihnen die Fahrbahn querte, weshalb er abbremsen musste. »Brendle ...?«, munterte sie ihn auf weiterzusprechen.

»Ich suchte ihn in seinem Büro auf. Ich fuhr zeitig los, weil ich den Weg nicht genau kannte und ich ihn nicht warten lassen wollte; deshalb war ich etwas zu früh dran. Von einer Mitarbeiterin wurde ich in einen Ballsaal von einem Besprechungszimmer geführt und wartete. An dem riesigen Tisch kam ich mir allein recht verloren vor. Der Alte erschien pünktlich, exakt zum vereinbarten Zeitpunkt betrat er den Raum. Nein, eigentlich betrat er ihn nicht: Vom ersten Moment an, nachdem er die Tür geöffnet hatte, füllte er den Raum aus. Er strahlte eine Selbstsicherheit aus, die ich bislang nur selten angetroffen habe. Seine Stimme war fest, sein Blick fixierte mich, nicht unangenehm, aber doch forschend, sodass ich ihm nicht ausweichen konnte und auch nicht wollte. Sein Händedruck war kräftig und bestimmend. Er nahm zur Kenntnis, dass ich gekommen

war und nicht einer der älteren Kollegen aus der Kanzlei. Er ließ sich nicht anmerken, wie er darüber dachte. Selbstverständlich führte er das Gespräch und schilderte mir seinen Fall. Es war ein größeres Projekt, und er stieß bei der Realisierung offenbar zum ersten Mal auf Widerstand, nicht nur ein paar Nachbarwidersprüche, sondern die Naturschutzbehörde erhob Einwendungen, und die Stadt erließ eine Veränderungssperre, um den Bebauungsplan zu ändern ...«

Er schaute kurz zu ihr hinüber, sah ihre angehobene Augenbraue und begann zu erläutern, noch bevor sie zu ihrer Frage ansetzte: »Der Gemeinderat hat auf die Schnelle neues Ortsrecht beschlossen, um dann in Ruhe die Bebauung des Gebiets neu ordnen zu können, durch einen Bebauungsplan. Es war für Brendle eine völlig neue Erfahrung, dass eine Kommune eines seiner Projekte ablehnte.«

»Konntest du etwas für ihn tun?«, wollte Angelika wissen.

»Ich habe mir alles in Ruhe angehört«, Joja lächelte in Gedanken an die Szene, die vor seinem inneren Auge wieder Gestalt annahm, »und versucht, mir meine Aufregung nicht anmerken zu lassen. Ich habe ihm einige Fragen gestellt. Vor allem wollte ich alle Unterlagen und Pläne des Projekts sehen. Er ließ einige Informationen von einem Mitarbeiter herbeischaffen.« Ein Kopfschütteln begleitete die nächsten Worte: »Als ich sah, wie dieser Mitarbeiter ihm begegnete – er legte förmlich die Hände an die Hosennaht –, wusste ich, das darf mir nicht passieren. Brendle behandelte den Mitarbeiter zwar mit Respekt, ließ aber keinen Zweifel daran aufkommen, wer das Sagen hatte. Ich musste ihm zeigen, dass ich ihm zumindest auf mei-

nem Gebiet ebenbürtig war. Ob ich das damals wirklich war, weiß ich nicht so genau, aber immerhin musste ich den Eindruck erwecken. Ich glaube«, wieder umspielte ein Schmunzeln seine Mundwinkel, »das gelang mir ganz gut, denn ich fragte nach dem Schriftwechsel mit den Behörden, den Plänen der Kommune und einigem mehr. Als beide mir meine Fragen nicht beantworten konnten, erklärte ich, ich müsse dort Akteneinsicht nehmen. Er, Brendle, müsse sich aber nach meiner vorläufigen Einschätzung wohl oder übel damit abfinden, auf den Naturschutz Rücksicht zu nehmen und einige Abstriche zu machen; was ich von den städtischen Plänen erfahren hatte, überzeugte mich weniger. Brendle musterte mich lange, bevor er fragte: »Ist das Ihr Ernst?« Ich blickte ihm in die Augen und stellte die Gegenfrage: »Sind Sie an meiner Meinung interessiert, oder möchten Sie nur Ihre eigene bestätigt bekommen?« Der Mitarbeiter wurde zusehends kleiner, so tief rutschte er in seinen Sessel hinein. Brendle sah mich nur an. Nach einer halben Ewigkeit, so kam es mir vor, lächelte er und meinte: »In Ordnung, junger Mann.«

»Und das hast du dir gefallen lassen?«

»Was?«

»Na, das mit dem ›jungen Mann‹.«

»Was hätte ich machen sollen? Sollte ich sagen: ›Okay, alter Knabe?‹ So frech war ich damals noch nicht, musste ich aber auch nicht sein. Brendle erhob sich, gab mir die Hand und verabschiedete sich, den Mitarbeiter schien er völlig vergessen zu haben. Ich nahm ihn auch erst wieder wahr, nachdem Brendle das Besprechungszimmer verlassen hatte.«

»Und dann?«

»In langen Verhandlungen mit der Stadt, den Ratsfrak-

tionen und der Naturschutzbehörde gelang es mir, die Sache in vernünftige Bahnen zu lenken ...«

»Und das erzählst du mir einfach so? Ich dachte, ihr Anwälte müsst so verschwiegen sein«, warf sie mit leicht spöttischem Tonfall ein.

»Sind wir auch«, konterte er. »Aber das stand damals alles in der Zeitung. Seitdem war der Alte so zufrieden, dass er nur noch von mir betreut werden wollte. So haben wir in den ganzen Jahren ein Verhältnis zueinander aufgebaut, in dem jeder dem anderen ehrlich die Meinung sagen kann, und wir wissen, was wir voneinander zu halten haben.« Während er sich auf den Verkehr konzentrierte, erhaschte er aus den Augenwinkeln ihren Gesichtsausdruck; sie hatte sich ihm zugewandt und sah ihn mit großen Augen an. »Ja, natürlich mache ich auch guten Umsatz mit ihm. Aber deshalb verbiege ich mich doch nicht. Er ist ein feiner Kerl, verlässlich, bodenständig und ... auch ein bisschen verschroben. Er hat so seine Marotten.«

»Und erzkonservative Ansichten. Seine Familie dürfte ihn etwas anders charakterisieren als du«, warf Angelika ein.

»Sagen wir es so: Er ist nicht ganz einfach; seinen Respekt muss man sich verdienen. Auch wenn man zur Familie gehört.«

»Seine Tochter hat Brendle stets bevorzugt«, ließ ihn Angelika wissen. »Obwohl sie mit seinem Lebenswerk am liebsten gar nichts zu tun haben wollte. Sie fühlte sich von ihrem Vater ständig kontrolliert und eingeengt. Sie rebellierte auf ihre Weise.«

»Und doch spielte ihr Bruder Guido stets nur die zweite Geige. Guidos Frau hat dies Margarete sehr übel genommen.«

»Den Eindruck hatte ich auch«, bestätigte Angelika. »Sie wirkte auf mich heute so, als habe sie ihr Ziel erreicht, als stehe nun niemand mehr zwischen Guido und der Leitung des Unternehmens. Sie fühlt sich offenbar auch persönlich aufgewertet als Ehefrau des künftigen Chefs.«

Joja arbeitete sich langsam durch den dichter werdenden Verkehr. Wahrscheinlich hatte es auf der Autobahn einen Unfall gegeben, und viele Autofahrer glaubten, auf Schleichwegen durch Stuttgart schneller zu ihrem Ziel zu kommen. Ein Irrglaube.

»Und Schönfelder?«, nahm Joja das Gespräch wieder auf. »Wie passt er ins Bild? Sein Auftreten verträgt sich doch so gar nicht mit dem bescheidenen Habitus des Alten.«

»Nein, überhaupt nicht. Manchmal habe ich gedacht, Margarete habe ihn nur geheiratet, um ihrem Vater eins auszuwischen. Dabei ergab das gar keinen Sinn. Einerseits wehrte sie sich gegen die Bevormundung durch ihren Vater, tat alles, um ihm zu zeigen, dass sie ihren eigenen Weg ging, und dann begab sie sich in die Abhängigkeit von Schönfelder. Das habe ich nie verstanden. Es war so inkonsequent.«

Joja sah zu ihr hinüber, doch bevor er den Mund öffnen konnte, fuhr sie schnell fort: »Jetzt sag bloß nichts über ›weibliche Logik‹ oder ähnlichen Unsinn.«

»So etwas wäre nie über meine Lippen gekommen.« Diesen Einwurf konnte er sich nicht verkneifen.

»Es stimmt. Margarete wollte Distanz zu ihrem übermächtigen Vater schaffen. Sie ist ausgebrochen und hat ein Leben geführt, mit dem sie sich von ihm absetzte. Dazu gehörte für sie offenbar auch, einen Mann zu heiraten, mit dem ihr Vater nicht einverstanden sein konnte. Sie

war innerlich so« – sie suchte nach dem passenden Wort – »so zerrissen. Nach dem Tod seiner Frau ist der Alte aber umgänglicher geworden, milder, kann man wohl sagen. Er hat die Nähe zu seiner Tochter gesucht und war froh, dass sie ihm zumindest ein Stück weit entgegenkam.«

Angelikas letzte Worte hatten nachdenklich geklungen. Eine kurze Pause entstand, die sie zögerlich beendete: »Schönfelder ist wohl subtiler vorgegangen. Er hat Margarete geschickt manipuliert. Sie hat sich ihm nach und nach völlig untergeordnet und hat es vielleicht nicht einmal gemerkt, bis es zu spät war. – Furchtbar!«

Das letzte Wort hing noch eine Weile im Raum. Joja war sich nicht sicher, ob es sich auf Margaretens Ehe oder auf ihr Ableben bezog; es passte auf beides. Angelika atmete hörbar ein und nahm den Faden wieder auf: »Aber ich muss zugeben, Schönfelder kann sehr charmant sein, auch wenn er oft zu dick aufträgt. Er ist kein Mann für nur eine Frau.«

»Das klingt nach einem Song von Roger Cicero!«

»Aber das trifft's wirklich. Es wurde gemunkelt, er habe Margarete nur des Geldes wegen geheiratet. Vom Ehegölubde soll er aber wenig gehalten haben. In der letzten Zeit muss er es übertrieben haben. Sie haben häufig miteinander gestritten, hat mir Margarete erzählt.«

»Und der gemeinsame Sohn?«

»Der arme Kerl! Schönfelder fühlt sich kein bisschen für ihn verantwortlich. Wenn Margarete nicht da war, hat sich der Alte um seinen Enkel gekümmert. Margarete hat trotz allem immer versucht, die Familie zusammenzuhalten; da haben sich die väterlichen Gene wohl doch durchgesetzt.«

»Deshalb die gemeinsame Reise?«

»Sie war naiv. Sie dachte, eine solche Reise zu einem exotischen Ziel könnte dazu beitragen, die Ehekrise zu

überwinden. Es wirkte fast schon kitschig« – Angelika wechselte zu einem theatralischen Unterton – »wenn sie davon erzählte, wie diese Reise nach Mali ihr Verhältnis zu ihrem Ehemann wieder in Ordnung bringen sollte.«

»Wenn es in einer Beziehung schon kriselt, geht das praktisch immer schief«, ergänzte Joja. »Gemeinsam verbrachte Feiertage oder gemeinsame Urlaube enden dann meistens im größten Krach. Das bestätigen mir zumindest die Kollegen, die Ehesachen bearbeiten. Es wird eine große Erwartungshaltung erzeugt, der keiner gerecht werden kann, und die Situation endet in einer emotionalen Katastrophe.«

»Hier war die wirkliche Katastrophe aber nicht nur emotionaler Natur«, kam Angelika auf den Anlass ihres heutigen Zusammentreffens zurück. »Erst wurden Margarete und ihr Mann von Terroristen verschleppt, wochenlang als Geiseln gefangen gehalten und immer wieder von einem Ort an den anderen gebracht. Dann wurden die Geiseln nach und nach durch Lösegeldzahlungen freigekauft. In dieser Zeit muss Margarete gestorben sein. Jedenfalls kam Schönfelder allein zurück nach Deutschland.«

»Und sie? Ich meine, ihre Leiche?«, wollte Joja wissen.

»Die hatten die Terroristen wohl irgendwo verscharrt. Jedenfalls wurde sie erst Wochen später gefunden. Die Familie hat sie dann nach Deutschland bringen lassen, um sie hier beerdigen zu können.«

»Entschuldige«, unterbrach Joja sie. »Muss ich jetzt nicht irgendwo abbiegen?« Inzwischen hatten sie die Schillerhöhe, die Wildpark- und die Rotenwaldstraße sowie die Geißelichstraße hinter sich gelassen, waren am Kräherwald entlangefahren und an die Doggenburg gelangt.

»Ja, da vorne in den Herdweg hinein und weiter unten noch einmal rechts in die Lessingstraße. Dann ist es gleich auf der rechten Seite.«

Joja hatte Glück und fand einen Parkplatz direkt vor dem Haus. Die Frage, die er während der gesamten Fahrt erwartet hatte, lag förmlich in der Luft.

»Glaubst du, er hat das ernst gemeint?«, begann Angelika.

»Dass Schönfelder seine Frau umgebracht hat? Der alte Brendle macht ihm mit Sicherheit zum Vorwurf, dass seine Tochter tot ist. Schon allein, weil er mit ihr nach Mali gefahren ist. Aber ermordet?«

»Den Geiselnehmern war bestimmt egal, wie es ihren Gefangenen ging. Aber leben sollten sie zumindest, damit es ein höheres Lösegeld gab.«

»Wie hätte Schönfelder es auch anstellen sollen? In Geiselnhaft?«, gab Joja zu bedenken.

»Traust du es ihm zu?«, hakte sie nach.

»Wer kennt einen Menschen schon so gut, dass er die Frage beantworten könnte? Der Alte scheint davon jedenfalls überzeugt zu sein.«

»Wir werden es jetzt im Auto bestimmt nicht mehr klären.« Angelika machte Anstalten, die Tür zu öffnen. Joja hätte die Unterhaltung gerne noch fortgesetzt und wollte schon vorschlagen, den angebrochenen Tag woanders enden zu lassen, doch seine Worte gingen in einem heftigen Niesanfall unter. Die Nässe forderte ihren Tribut.

»Probier es heute gar nicht erst«, wehrte Angelika seinen unbeholfenen Versuch mit Leichtigkeit ab. »Hör auf deine Sekretärin, bleib sitzen, fahr heim und kurier dich aus.« Mit diesen Worten öffnete sie rasch die Tür, drehte sich im Aussteigen noch einmal für ein kurzes »Tschüss!

Und: gute Besserung!« zu ihm um und sah ihm hierbei ein wenig länger in die Augen, als es die knappe Verabschiedung erfordert hätte. Dann warf sie die Autotür ins Schloss und lief unter dem Regen hindurch rasch zu ihrer Haustür. Mit einem kurzen Winken verschwand sie dahinter.

Joja sah ihr nach und wartete kurz, ob sich die Haustür noch einmal öffnen würde. Eine weitere Niesattacke beschleunigte jedoch seine Entscheidung, rasch nach Hause zu fahren und die aufkommende Erkältung abzuwehren. Unsicher, ob er eine Chance vertan hatte, beruhigte er sich letztlich damit, dass seine laufende Nase jede romantische Anwandlung im Keim erstickt hätte. Außerdem roch er wie ein nasser Hund, zumindest fühlte er sich wie einer. Wenigstens, dachte er, hatte Angelika gesagt, er solle es »heute« gar nicht erst probieren.

Auf der Heimfahrt ließ er alles noch einmal Revue passieren. Gegenüber Angelika fühlte er eine Vertrautheit aufkeimen, die ihn selbst überraschte. Er schmunzelte und vergaß für einen Augenblick seinen bedauernswerten Zustand.